

Berlin? Berlin!

Autor(en): **Zschokke, Matthias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **111 (2001)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900695>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Matthias Zschokke

Berlin? Berlin!

Vor vielen Jahren errichteten selbsternannte Arbeiter und Bauern eine drei Meter hohe Mauer mitten durch Berlin. Das war kinderfreundlich und verkehrsberuhigend. Überdies entwickelte sich der Streifen im Schatten der Mauer zu einem idealen Abladeplatz für Sperrmüll; dort fand seine letzte Ruhe, was nicht mehr zu gebrauchen war, und wer wollte, gedachte hier der Vergänglichkeit. Eine Oase zum Innewerden. Es herrschte ein Friede über dem Gelände, der die Kraft hatte, jeden noch so verhetzten Fussgänger zu besänftigen und mit philosophischen Betrachtungen zu infizieren. Seltene Tiere und Pflanzen waren zu entdecken, junge Soldaten aus lauter Milch und Blut spazierten durch die blühenden Wiesen, Wolfshunde jagten hinter Kaninchen her, und auch der eingefleischteste Pessimist sah, dass die Welt gut war.

Irgendwann begann die Mauer zu stören. Der Platz, auf dem sie stand, weckte in Bauriesen die Lust, Wohnblöcke zu errichten. Einkaufscenterphantasien beflügelten Spekulantenhirne. Kinokettenbesitzer empfanden Phantomschmerzen, wenn sie in Mauernähe kamen. Ihnen war, als ob genau hier ein Glied in ihrer Kette fehlte, ein Glied, das zu Unrecht in grauer Vorzeit an dieser Stelle amputiert worden sei. Ein Murren ging durch die Stadt. Bankdirektoren zitierten die Regierenden vor sich und drohten mit Kündigung der Kredite, wenn die Mauer, die sie fortan als «diese Schande» bezeichneten, nicht auf der Stelle entfernt würde. Die Volksvertreter beugten sich, schickten die mittlerweile alt gewordenen Arbeiter und Bauern erneut los und liessen sie ihr Gesellenstück wieder abreissen, was natürlich vielen im Herzen weh tat. Kinder weinten, weil ihnen ihre Ballspielstätte drohte verloren zu gehen. Kunstmalern, denen ihr Maluntergrund entrissen werden sollte, schmissen mit Steinen die Windschutzscheiben der Baumaschinen ein. Rentner übergossen sich und ihre Hunde mit Benzin, setzten sich vor die Bagger und zündeten sich an. Es half alles nichts, die Mauer fiel. Ungezählte Verehrer trugen wehmütig Stückchen, Steinchen und

Klümpchen davon zur Erinnerung nach Hause und legten sie dort zu den Locken ihrer früh verstorbenen Jugendlieben.

Das Gelände wurde planiert. Die Mauersegler flohen nach China. Die Unternehmer errichteten monumentale Paläste, Parkhäuser, Schwimmhallen mit Rutschachterbahnen, Autokinos, Go-Kart-Anlagen, Arenatheater, Schlemmerpylons, Kunst- und Ess-tempel, und sie erklärten der Bevölkerung die Zwecke der verschiedenen Einrichtungen.

So ist aus einer Stadt, durch die zur Verwunderung aller einst eine Mauer ging, eine Stadt geworden, durch die, wie überall sonst auch, keine Mauer geht. Die Kinder spielen nicht mehr mit Bällen, sondern sie rutschen Erlebnisbahnen hinab und staunen, unten angekommen, abstrakte Kunst an. Aus den Fonds schwarzer Limousinen werden sie dabei mit Wohlgefallen beobachtet von den Bankiers – denen sie ihr Vergnügen zu verdanken haben – und deren schönen Gattinnen, die in zartblassen Kleidern daneben sitzen und wispern: Ist es nicht zauberhaft, wie hier eine Mauer fehlt? Damit versuchen sie auszudrücken: Sind wir nicht alle der Meinung, dass es hier und heute schöner ist als dort und gestern? Ich liebe Gattinnen in zartblassen Kleidern und beeile mich, Oh ja zu seufzen. Dafür werde ich von ihnen gelegentlich ins Theater eingeladen, wo man seit dem Fall der Mauer mit einer stetig wachsenden Ausgelassenheit konfrontiert wird, einer Quiekvergnügtheit, einem Forschheitsfeuerwerk, wie ich sie nach dem Verlust eines so langen Monuments kaum zu erwarten vermutet hätte, lernte ich doch als Kind, dass Verluste schmerzen, und dass – je nach Grösse des Verlusts – eine längere oder kürzere Frist der Trauer eingehalten werden muss. Das gilt offenbar nur für ländliche Regionen. In so einer bin ich aufgewachsen. Hier in der Stadt herrschen andere Sitten. Mit preussischer Disziplin feiert man auf Strassen, im Kino und im Theater das Verschwinden des Bauwerks in zunehmend aufgeheizter Fröhlichkeit. Von Jahr zu Jahr grössere Kichererbsen kullern über die Bühnen, heftigere Lachsalven werden abgefeuert, die Köpfe der Akteure laufen blau an vor Begeisterung. Heiserkeit beeinträchtigt inzwischen regelmässig die zweite Hälfte der Abende und verbiegt sie ins leicht Angestrengte, Gepresste, gequält Ächzende hinein. Das Publikum windet sich dazu in Frohsinnskrämpfen, schnappt nach Luft und hält sich die Seiten. Hinterher stöhnen die Frauen in den

zartblassen Kleidern und ich uns gegenseitig ins Ohr: Oh, ich kann nicht mehr! Was habe ich gelacht! Mich kannst du wegschmeissen.

Dann gehen wir zusammen essen in neueröffnete Restaurants, die dort zu finden sind, wo eben noch in mondlosen Nächten Käuze geschrien haben und Füchse umhergeschlichen sind. Die Restaurants führen so schöne Namen wie Olaf, Rüdiger, Palast der Sinne, Tempel der Sünde, Garten der Wollust, und wir bestellen mit Trüffelmouse gefüllte gebeizte Eulensäckchen, was mir gut schmeckt. Manchmal lassen wir eine Flasche Wein aus der Region Saale Unstrut öffnen. Der passt besonders gut zu Flusskrebsragout, das jedoch nur dann zu empfehlen ist, wenn die Flusskrebse vorher mit Entenleber gemästet worden sind. Das wissen nur die wenigsten Züchter. Die anderen verfüttern Hühnerklein. Davon werden die Krebse fad und verwechselbar. Man könnte dann glauben, Lottebacken aus der Tiefkühltruhe zu vertilgen. Später setzen sich die Gatten zu uns, müde vom Finanzieren. Wir stossen an auf gutes Gelingen und hängen dem Gedanken nach, dass die Erde sich dreht und auf der einen Seite so viel Abwechslung bietet, wie sie auf der anderen Seite Verdross und Verluste bereitet. Diese Einsicht halten wir für philosophisch.

Wenn Leute von auswärts zu Besuch kommen, sagen sie heute noch verschwörerisch lächelnd zu mir: Na, jetzt freuen wir uns aber, endlich die schönen Seen besuchen zu können, die draussen vor der Stadt im Grünen liegen? – Manchmal bin ich nicht darauf vorbereitet und antworte der Wahrheit entsprechend: Nein, danke, ich möchte keine Seen betrachten. Ich habe schon etliche gesehen in meinem Leben und mich dagegen entschieden, dort meine Tage zu verbringen. Die Feuchtigkeit zieht mir in die Glieder. Ich bleibe lieber, wo ich bin. Die Seen im Umland will ich nicht in ihrem friedlichen Daliegen stören. Daraufhin werde ich misstrauisch gemustert, und man beharrt darauf, dass ich möglicherweise heute und morgen kein Bedürfnis nach Auen und Teichen hätte, dass ich aber die durch das Verschwinden der Mauer gewonnene Möglichkeit, jederzeit hinaus in die Natur fahren und welche aufsuchen zu können, ohne Zweifel als einen Zuwachs an Daseinsfreude empfinden werde, oder etwa nicht?! Gereiztheit breitet ihre Flügel aus, und ich beeile mich zugeben, dass mein Freiheitsdrang in der Tat unbändig sei und ich mich, seit unbegrenzte Seenwahl bestehe, meines Lebens freute wie

kaum ein zweiter, ja, dass mir das Atmen seither alles in allem nur noch halb so schwer falle. Das versöhnt die Leute von auswärts, und wir verabschieden uns im Guten.

So bin ich in der einmaligen Situation, Glück zu empfinden, wo ich nicht unglücklich war. Das ist ein wahres Geschenk. Man stelle sich vor: Man lebt so vor sich hin, und plötzlich springt einem ein nie vermisstes Glück in den Nacken, wie ein Äffchen, das sich dort warm und zart an einen schmiegt und allerliebste Schnurröne von sich gibt. Wer da nicht Dankbarkeit empfindet, ist ein herzloser Nero. Nun rechne man das hoch und versuche sich vorzustellen, wie es wäre, wenn plötzlich Millionen von Menschen dasselbe erleben, dann hat man eine Ahnung von der Atmosphäre, die in Berlin zur Zeit herrscht. Ein einziges Glucksen dauernden Glücks liegt in der Luft. Nachts ist an Schlaf nicht zu denken, weil rundherum alles wohligh grunzt und stöhnt. Der Einzelne traut sich kaum noch auf die Strasse, weil die aus dem Häuschen geratene Mehrheit droht, ihn unter ihrer kollektiven Wonne zu zermalmen. Ist das nicht aufregend? Jahrzehntlang wurde man in Berlin mit nichts als nacktem Alltag abgespeist, den ein paar zurückgelassene Statthalter und Verweser protokolliert haben. Heute wird hier endlich wieder Geschichte geschrieben, und zwar vom Leben selbst, das bekanntlich eine ähnliche Feder führt wie Alfred Döblin in seinem berühmtesten Roman. Wer sich kurzfristig dazu entschliessen wollte, eine Reise hierher zu unternehmen, würde somit, wo er geht und steht, Döblin klappern hören. Das halte ich für unwiderstehlich.